

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 127 (1961)

Heft: 2

Artikel: Artilleristischer Erfahrungen im Gebirgseinsatz

Autor: Ernsthausen, Adolf von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-39282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Artilleristische Erfahrungen im Gebirgseinsatz

Von Major a. D. Adolf von Ernsthäuser

Vorbemerkung

Vorweg muß ich einschränkend bemerken, daß in diesem Bericht nur Erfahrungen wiedergegeben sind, die ich selbst gesammelt habe. Das Thema ist damit keineswegs erschöpfend behandelt.

Es war ursprünglich meine Absicht, diese Darstellungen auf den Zweiten Weltkrieg zu beschränken, das heißt auf den Kaukasus-Feldzug und die Gebirgskämpfe in Kroatien, an denen ich beteiligt war. Aber schon beim ersten Versuch einer Niederschrift drängte sich der Vergleich mit den Erfahrungen aus den Kämpfen des Ersten Weltkrieges auf, die ich als Gebirgsartillerist in den Karpaten, den Dolomiten, auf dem Balkan und in den Vogesen mitgemacht habe. Die Einbeziehung dieser Erfahrungen bereichert die Gesamtdarstellung. Sie zeigt aber auch, wie stark der Einsatz der Artillerie und ihre Feuertaktik durch das Geschützmaterial und die Nachrichtenmittel beeinflußt werden, wobei es sich erweist, daß nicht jeder «Fortschritt» nur Vorteile bringt.

Inwieweit dieser Erfahrungsbericht im Zeitalter der Atomwaffen mehr als historischen Wert besitzt, vermag ich nicht zu beurteilen. Doch glaube ich, daß gerade im Gebirge manche bewährten Kampfmethoden auch in Zukunft anwendbar sind, wenn man sie der modernen Waffenwirkung anpaßt.

Stellungsbezug

Die Schwierigkeiten, die Gelände und Witterung im Gebirge dem In-Stellung-Gehen der Artillerie bereiten können, werden gerade dem schweizerischen Leser geläufig sein. Trotzdem möchte ich einige Beispiele erwähnen.

Die härtesten Erfahrungen in dieser Hinsicht habe ich gleich bei unserem ersten gebirgsartilleristischen Einsatz gemacht anfangs März 1915 in den noch tief verschneiten Karpaten.

Wenige Tage, nachdem wir auf leidlich gebahnten Wegen unsere erste Feuerstellung bezogen hatten, erhielten wir von dem österreichischen Artillerie-Kommandanten, dem wir unterstellt waren, den Befehl, in der kommenden Nacht einen Stellungswechsel durchzuführen. In dieser Nacht fiel bei eisigem Sturm 30 cm Neuschnee. Ein Kommando von 50 Mann, das uns nach Bedarf den Weg freischaufeln sollte, blieb aus. Die Tragtiere trafen mit erheblicher Verspätung erst um 2 Uhr ein. Das ganze Geschützmaterial und die Tragsättel waren mit einer Eisschicht bedeckt, die mühselig abgeklopft werden mußte, damit die Zapfen der Geschützteile in die Sattellager eingeführt werden konnten. Das Verlasten, normalerweise eine Angelegenheit von fünf bis zehn Minuten, dauerte mehrere Stunden. Auf dem Marsch stürzten einige Maultiere an verschneiten Steilhängen ab, allerdings ohne sich die Knochen zu brechen und ohne daß das verlastete Material Schaden nahm. Mehrere Leute erlitten Erfrierungen. Erst am Mittag trafen wir in der neuen Stellung ein.

Seit dem Vorabend hatten wir keine Verbindung mehr mit dem österreichischen Artillerie-Kommandanten gehabt, weil der Schneesturm die Leitungen zerstört hatte. Als ihm schließlich unser vollzogener Stellungswechsel gemeldet wurde, erwiderte er, der weit größere Gebirgserfahrung hatte als wir, er hätte es als selbstverständlich betrachtet, daß bei solchem Schneesturm die Ausführung des Befehls unterblieben wäre. Es war damals noch nicht in unser Bewußtsein gedrungen, daß im Gebirge der Wettergott stärker sein kann als ein militärischer Befehl.

*

Während der Dolomitenkämpfe im Sommer 1915 erhielt ich als ersten Hochgebirgseinsatz den Auftrag, ein Geschütz bei Höhe 2800 südlich der Fanesspitzen in Stellung zu bringen, um einen geplanten Angriff auf den Cima di Falzarego auf kurze Entfernung zu unterstützen. In der «Geschichte der Gebirgs-Artillerie-Abteilung 1» habe ich darüber wie folgt berichtet:

«Sofort ging es auf Erkundung, und wir wählten eine offene Vorderhangstellung etwa 2700 m hoch, von wo aus man die Gräben auf dem Falzarego auf 1000 m direkt anrichten konnte. Am Nachmittag stieg das Geschütz von der Lagazuoi-Alpe auf 2100 m Höhe und bezog Biwak an einem winzigen See, der unmittelbar unter der schroffen Wand der Fanesspitzen liegt.

Als der nächste Morgen graute, rückte das verlastete Geschütz ab zur Fanesscharte. Ein kurzes Stückchen Weg, an dem unsere Pioniere arbeiteten, endete an einem niedergebrochenen Schneefleck. Wir gingen nun in den Spuren der Trägerkolonnen, die den mühseligen Nachschub durch die Fanesscharte zu bewerkstelligen hatten. Auch diese Spuren verloren sich in Geröll, Schnee und Eis. Wo es nötig war, bahnten die Kanoniere mit Schanzzeug den Weg. So gelangten wir bis zur halben Höhe der Scharte. Dort wurde auf steilem Hang abgelastet, und die Tiere wurden zurückgeschickt. Die einzelnen Geschützlasten schnallten wir auf die Zurrbrücken (kleine, flache Schlitten). In langer Reihe bergaufwärts wurden die Kanoniere postiert, durch deren Hände das in seiner vollen Länge von der schweren Rolle abgewickelte Seil lief.

Jeder mußte sich mit dem Eispickel einen festen Stand aushauen. Unten am Seil wurde eine Last befestigt und nach dem Kommando «Zuggleich» ruckweise nach oben gezogen. So stieg Last für Last empor über Geröll, Eis und verharschten Schnee, so lang das Seil war. Dann begann die nächste Etappe in gleicher Weise. Und so ging es weiter. Immer wieder ertönte der Warnruf «Steinschlag!» und den untenstehenden Leuten flogen mächtige Brocken um die Ohren. Gegen Mittag war das Geschütz oben bei Höhe 2800.»

Soweit der gedruckte Bericht. Ich hätte ihn noch durch folgendes ergänzen können:

Ein als hervorragender Alpinist bekannter k. u. k. Hauptmann hatte das geplante Unternehmen vorweg etwas skeptisch beurteilt. Er erschien beim letzten Akt als Zuschauer. Als die Arbeit getan war, meinte er:

«Ich muß schon sagen, Ihre Unkenntnis der Gefahren des Hochgebirges hat Sie zu einer außergewöhnlichen Leistung befähigt!»

Er hatte sicher recht; denn weder ich selbst noch meine badi-schen Kanoniere hatten damals die geringste Hochgebirgserfahrung. Indes haben andere in der Folge noch eine ganze Anzahl einzelner Geschütze auf ähnliche Weise in solche Höhenstellungen gebracht, allerdings wohl unter besserer Beachtung von Vorsichtsmaßnahmen.

*

Im Kaukasusfeldzug 1942 habe ich keine ähnlichen Schwierigkeiten erlebt. Die 97. Jäger-Division, der ich angehörte, hat dort die Hochgebirgsregion kaum berührt. Das Schwergewicht lag im nordwestlichen Kaukasus, einem dicht bewaldeten, teilweise unwegsamen Mittelgebirge.

Eine besondere Marschleistung erbrachte der Vorstoß eines Jäger-Bataillons und einer Gebirgsbatterie in den Rücken des Gegners beim Kampf um den Tuby-Paß. Wir zogen durch den wogelosen Urwald eines großen Naturschutzgebietes. Vor der langen Tragtierkolonne ging ein Zug Pioniere, der an schroffen Hangstellen mit erstaunlicher Geschwindigkeit kurze Wegstücke aus-

hackte und mit der Axt die Bahn frei machte, wenn vermodertes Astwerk gestürzter Baumriesen das Vorwärtskommen behinderte.

Als der Angriff unserer Division scheiterte und wir selbst, vom Feind stark bedrängt, eilig zurück mußten, konnten wir während eines fünfständigen anstrengenden Marsches keine Pause einlegen. Das bedeutete eine außerordentliche Strapaze für die Tragtiere. Als solche haben sich bei den schweren Lasten der Gebirgsartillerie die Muli am besten bewährt. Im Ersten Weltkrieg waren wir nur sparsam mit Maultieren ausgestattet. Für leichtere Lasten verwendeten wir Kleinpferde verschiedener Gebirgsrassen, von denen die Bosniaken die besten waren. Im Zweiten Weltkrieg hatten wir als Tragtiere nur Muli.

Bei Märschen in unübersichtlichem Gebirgswald, wie vorstehend geschildert, ist eine ausreichende Flankensicherung besonders wichtig, um einen Überfall, vor allem auf die marschierende Tragtierkolonne, auszuschließen. Bei dem erwähnten Rückmarsch hat uns ein zur Flankensicherung entsandter Spähtrupp unter völliger Selbstaufopferung vor einem feindlichen Überfall bewahrt.

Geschützmaterial bedingt Einsatz und Feuertaktik

Im Ersten Weltkrieg bestand die leichte Artillerie vorwiegend aus Kanonenbatterien, die mit Patronenmunition schossen und eine große Feuergeschwindigkeit erreichten. Das waren «die hurtigen Kläffer der Feldschlacht», deren Gebell uns alten Soldaten von 1914/1918 noch in den Ohren klingt.

Gebirgsartillerie besaß die deutsche Armee vor 1914 noch nicht. Mit ihrer Aufstellung wurde aber bald nach Kriegsbeginn angefangen. Sie wurde mit den gerade greifbaren, in größerer Anzahl für Chile hergestellten Kruppschen Gebirgskanonen L/14 (Kaliber 7,5 cm) ausgestattet. Sie hatte Patronenmunition im Gegensatz zum österreichischen Gebirgsgeschütz von Skoda, das mit Teilladungen schoß. Dies war im Gebirge zweifellos ein Vorteil. Die Stärke der Krupp-Kanone beruhte auf ihrer großen Feuergeschwindigkeit von zirka 16 Schuß pro Minute.

Diese große Feuerkraft und die Erkenntnis, daß sich in schwierigem Gebirgsgelände für einen Zug leichter Feuerstellungen finden lassen als für eine ganze Batterie, führten zu einer Gliederung der deutschen Gebirgsbatterien, die derjenigen einer Feldartillerie-Abteilung entsprach. Jede Batterie hatte einen Batteriestab, drei Züge und eine leichte Munitionskolonne. Jeder der drei Züge verfügte über einen eigenen Beobachtungs- und Nachrichtentrupp, einen Geschützzug mit zwei Kanonen (später auch noch mit zwei schweren Maschinengewehren), eine Munitionsstaffel sowie über eigene Gefechts- und Große Bagage (wie man damals die Trosse nannte).

Jeder Zug war also zu völlig detachierter Verwendung geeignet, was sich besonders im Hochgebirgskampf sehr bewährt hat, jedoch 1918 zu dem Kuriosum führte, daß ich mit zwei Zügen meiner Batterie in den Vogesen, der dritte Zug aber in Palästina kämpfte.

Die größte Reichweite der Krupp-Kanone betrug 5600 m. Wir haben aber nur einmal auf diese Entfernung geschossen. Unsere mittleren Kampffernungen betragen etwa 1500 bis 3000 m. Die durch die Patronenmunition bedingte mangelnde Biegsamkeit unserer Flugbahnen glichen wir, wo es notwendig erschien, dadurch aus, daß wir Feuerstellungen weit vorzogen, um flankierend vor die Infanteriestellungen schießen zu können. Mitunter bauten wir in vorspringende Teile der Schützengraben «Schweigegechütze» ein, die bei feindlichen Angriffen flankierend vor die Nachbarabschnitte wirkten.

In beiden Kriegen habe ich die immer wiederkehrende Erfahrung gemacht, daß sich die infanteristischen Angriffe auf Sättel oder Höhenrücken konzentrierten, einfach deshalb, weil man den

Gegner um so schneller und leichter erreicht, je geringere Steigungen man zu überwinden hat. Wenn die beiderseitigen vordersten Gräben im Stellungskrieg nahe beieinander lagen, kam es bei überraschenden Feindangriffen darauf an, daß die artilleristische Abwehr sehr schnell und vernichtend einsetzte. Bei den Kämpfen um die Höhe 1248 bei Monastir im Jahre 1917 sind auf diese Weise zahlreiche französische Angriffe auf die bulgarischen Stellungen, die immer über den gleichen Sattel erfolgten, durch das Sperrfeuer einer einzigen deutschen Gebirgsbatterie (immerhin zirka 100 Schuß pro Minute) abgeschlagen worden.

★

Im deutschen Heere des Zweiten Weltkrieges bestanden die Artillerie-Regimenter der Infanterie-Divisionen aus drei bespannten Abteilungen leichter und einer motorisierten Abteilung schwerer Feldhaubitzen. Die Haubitze hatte also die Kanone völlig verdrängt. Das hatte die Vorteile, daß man, gerade auch im Gebirge, leichter verdeckte Feuerstellungen fand und daß es im Feindgelände weniger tote Winkel gab. Die gleichen Vorteile bot in verstärktem Maße das nunmehr verwendete 7,5 cm-Gebirgsgeschütz 36, das auch in der oberen Winkelgruppe schießen konnte und die doppelte Reichweite hatte wie die alte Krupp-Kanone. Der Nachteil dieser artilleristischen Ausstattung war die wegen der Teilladungen erheblich verminderte Feuergeschwindigkeit.

Dieser Nachteil wurde bestmöglich ausgeglichen durch eine neue Feuertaktik. Die artilleristische Kampfeinheit des Ersten Weltkrieges war die Batterie, der normalerweise ein bestimmter Streifen des Zielgeländes zugeteilt wurde. Im Zweiten Weltkrieg war die Abteilung die Kampfeinheit, die im zusammengefaßten Feuer ihrer Batterien die ihr zugewiesenen Ziele nacheinander bekämpfte, die wichtigsten natürlich zuerst. Diese Kampfmethodik wurde gegebenenfalls auch in größeren Artillerieverbänden angewandt.

Die größere Reichweite der Geschütze des Zweiten Weltkrieges und die durch die biegsamen Flugbahnen entfallende Notwendigkeit, aus vorgeschobenen Feuerstellungen flankierend zu wirken, gestattete es, die Batterien weiter rückwärts einzusetzen als im Ersten Weltkrieg und sie damit aus der Hauptzone des besonders in Rußland so verheerenden feindlichen Granatwerferfeuers herauszuhalten. Unsere mittleren Kampffernungen lagen nunmehr etwa zwischen 4000 und 8000 m.

Der neuen Feuertaktik entsprach auch die Gliederung der Gebirgsartillerie-Abteilungen. Eine Verselbständigung der Züge wie im Ersten Weltkrieg hatte unter dem Prinzip der Feuerzusammenfassungen und bei der verminderten Feuergeschwindigkeit keinen Sinn mehr. So entsprach die Gliederung der Gebirgsbatterien nunmehr derjenigen der fahrenden Batterien, und ihre Etatsstärken waren wesentlich niedriger als in der alten Armee.

Die Jäger-Divisionen, früher «Leichte Divisionen» genannt, hatten ursprünglich keine Gebirgsgeschütze. Erst als der Kaukasusfeldzug geplant war, wurde die Umrüstung von zwei bespannten Abteilungen des Divisions-Artillerie-Regiments in Gebirgsartillerie-Abteilungen vorgesehen. Im Zuge dieser Planung wurde ich im Mai 1942 mit einigen anderen Gebirgsartillerie-Offizieren zur 97. Jäger-Division versetzt, die damals am Donez stand. Die Umbewaffnung und Umschulung der Mannschaft erfolgte aber erst, als wir den Kuban erreicht hatten, und zwar innerhalb von sechs Tagen. Das gesamte Material und die Muli hatte man unter Panzerbedeckung auf Lastkraftwagen herangeschafft. Meine neue Gebirgsartillerie-Abteilung bestand aus einer Stabsbatterie und zwei Geschützabteilungen zu vier Geschützen. Das war zu wenig. Eine Abteilung mit nur zwei Geschützabteilungen ist zweifellos eine Fehl-

organisation. Ich konnte mich des resignierten Vergleichs nicht enthalten, daß meine einstige Gebirgsbatterie mit 6 Krupp-Kanonen, an der Schußzahl pro Minute gemessen, eine größere Feuerkraft besaß als meine jetzige Abteilung mit acht Geschützen. Dem stand allerdings der Vorteil gegenüber, daß man mit dem neuen Geschütz ohne Schwierigkeiten aus jedem Loch heraus und in jedes Loch hinein schießen konnte.

Theorie und Praxis

Im Jahre 1941 hatte ich Batterieführerlehrgänge für Gebirgs-schießen zu leiten. Auf diesem Gebiete hatte ich seit dem Ersten Weltkriege keine praktischen Kampferfahrungen gesammelt. Um so mehr stürzte ich mich in die inzwischen fortgeschrittene Theorie.

Wir feierten wahre Orgien in der Kombination der Arbeiten des Artillerie-Vermessungs-Trupps mit dem Gebrauch der graphischen Schußtafel. Mein Ziel war es, im Gebirge auch ohne Karten nach Einschießen mit einem Arbeitsgeschütz Feuerzusammenfassungen von drei unter sich vermessenen Batterien durchzuführen. Ich verfaßte eine «Anweisung für Feuerzusammenfassungen in der Abteilung, wenn keine oder nur ungenaue Karten vorhanden sind.» Bei den Lehrgängen haben wir dieses Verfahren eifrig geübt, es aber später im Gebirgskampf niemals angewandt, weil es zu umständlich und an häufig nicht gegebene Voraussetzungen gebunden war.

Wir haben, um sicher zu gehen und schneller zum Ziele zu kommen, vor Feuerzusammenfassungen alle Batterien einzeln eingeschossen. Wir haben auch vor jedem neuen Wirkungsschießen durch Kontrollschüsse geprüft, ob sich die Witterungseinflüsse geändert hatten. Die Meßergebnisse der Wettertrupps sind bei dem häufig schnellen Witterungswechsel im Gebirge und wegen der durch Höhenzüge beeinflussten Windrichtungen nur von bedingtem Wert.

Immerhin verzichtete dieses Verfahren auf das Überraschungsmoment, das unter Umständen entscheidend wirken kann, wie ich es beim Donezübergang südostwärts Isjum am 22. Juni 1942 erlebt habe. Hier hatten in einem Gelände mit nur geringen Höhenunterschieden zahlreiche Batterien nachts gut getarnte und genau vermessene Feuerstellungen bezogen. Bei Tagesanbruch erfolgte nach sorgfältiger Ausschaltung der gemessenen Witterungseinflüsse (es war ein windstiller Sommertag) ohne jedes Einschießen ein halbstündiger Feuerüberfall. Fast alle Schüsse lagen von Anbeginn in der horizontal verlaufenden feindlichen HKL (Haupt-Kampf-Linie). Unter diesem Eindruck räumte der Gegner seine Stellungen.

Unter den normalerweise viel ungünstigeren Gelände- und Witterungsverhältnissen des Gebirges habe ich die Anwendung dieses Verfahrens nie erlebt.

Die für die Artillerie wertvollste Erfindung aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen war das Funksprechgerät. Es hat nicht nur dem vorgeschobenen Beobachter (VB) in ganz anderem Maße als früher die Feuerleitung aus vorderster Linie ermöglicht, sondern es hat auch dem Abteilungskommandant gestattet, beim Angriff weit vorn zu sein, um frühzeitig Entscheidungen zu treffen, ohne daß er dabei Gefahr lief, die Verbindung mit seinen Batterien zu verlieren. Die Feuerleitung der Batterien verlagerte sich immer mehr von den Haupt-B-Stellen zum VB. Die Vervollkommnung dieses Systems ergab sich aber auch erst aus Rückschlägen und praktischen Erfahrungen im Kampfeinsatz.

Bei den ersten Gefechten im Kaukasus stellte es sich heraus, daß das kleine Funksprechgerät, mit dem die leichten Batterien ausgestattet waren, im waldreichen Gebirge häufig versagte. Das bedeutete oft die Ausschaltung des VB. Als weiterer Mangel erwies

es sich, daß die VB der einzelnen Batterien oft keinen Kontakt miteinander hatten.

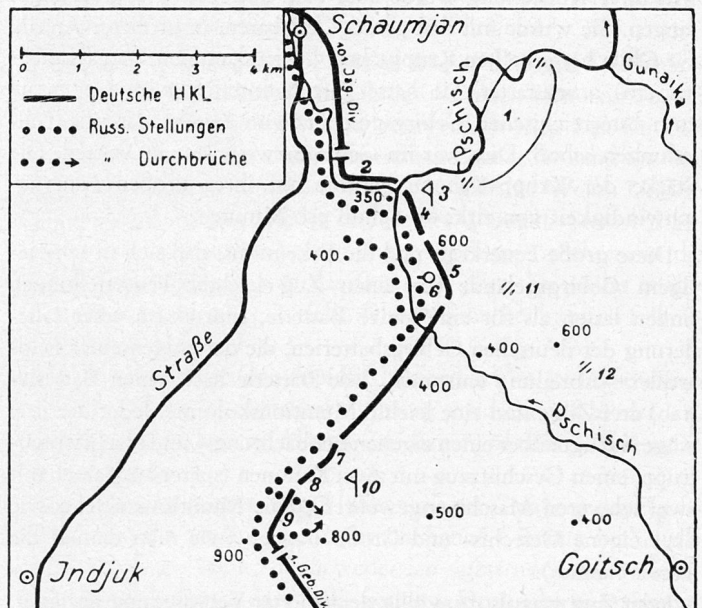
Ich verfaßte deshalb eine Denkschrift «Der VB-Kommandeur». Darin schlug ich vor, unter gegebenen Verhältnissen bei der Division für den Schwerpunkt des Kampfes einen «VB-Kommandant» zu bestimmen. Dieser sei mit einem kleinen Gefechtsstab, aber mit guten Nachrichtenmitteln, darunter einem Fünf-Watt-Sender, im Bereich der HKL einzusetzen, habe dort die VB der Batterien in einem engen Draht- und Funknetz zusammenzufassen und auf dem Weg über das Artillerie-Regiment bei gegebener Lage die Feuerleitung zu übernehmen. Auf diese Weise könne man aus vorderster Linie, wo – namentlich im Waldgebirge – drohende Gefahr am ersten erkannt zu werden pflegt, schnell wirksame Feuerzusammenfassungen zustandebringen.

Dieses Verfahren ist in unserer Division mit gutem Erfolg angewendet und auch von anderen übernommen worden.

Artilleristischer Feuerkampf im Waldgebirge

Dieses an schwierigen Problemen so reiche Thema möchte ich anhand eines Musterbeispiels erörtern. Das waren die Kämpfe an der Pschisch und auf der Wasserscheide vor Tuapse, die im Oktober 1942 begannen, sich immer mehr zum Schwerpunkt der gesamten Kaukasuskämpfe entwickelten und im Dezember mit unserem Rückzug ihr Ende fanden (siehe Kartenskizze).

Kämpfe der 97. Jäg. Div. Okt.-Dez. 1942 im nordwestlichen Kaukasus



- 1) Raum der Artillerie-Feuerstellungen
- 2) Aufklärungs-Abteilung
- 3) Gefechtsstab I./AR 81
- 4) Pionier-Bataillon
- 5) Wallonen-Bataillon
- 6) B-Stelle I./AR 81
- 7) Ein Bataillon Jäg. Regt. 207
- 8) Turkmenen-Bataillon
- 9) Jäg. Regt. 204
- 10) Gefechtsstab Kampftruppen-Kommandeur u. VB-Kommandeur
- 11) 2. Geb. Battr./AR 81
- 12) 1. - - /AR 81

Unserem Artillerie-Regiment war noch eine Anzahl von Batterien der Heeresartillerie zugeteilt worden (schwere Feldhaubitzen, Mörser und Flak-Kanonen). Danach verfügte die Division über vier Gebirgsbatterien und zwölf bespannte oder motorisierte Bat-

terien. Die letzteren waren naturgemäß an befahrbare Wege gebunden, und so ergab es sich, daß sie alle in dem auf der Skizze mit Ziffer 1 bezeichneten Raum im Pschischtal in Stellung gehen mußten. Das war zu einer Zeit, als unser infanteristischer Stoßkeil, der die Wasserscheide vor Tuapse in Besitz nehmen sollte, noch nicht über die Pschisch angetreten war. Man konnte also auch noch nicht die spätere Lage voraussehen, als der Stoßkeil (wie auf der Skizze eingezeichnet) zum Stehen kam und der Feind seine Gegenangriffe auf den rechten Schenkel dieses Stoßkeils richtete. In diesem kritischen Stadium verliefen die Flugbahnen aller im Raum 1 der Skizze stationierten Batterien parallel zu dem bedrohtesten Frontabschnitt. Nicht die Vorausplanung, sondern die Gefechtsentwicklung hatte eine Lage geschaffen, die für die artilleristische Unterstützung der in die Verteidigung gedrängten Infanterie besonders günstig war.

Im übrigen bot der ganze Divisionsabschnitt (Ziffer 2 bis 9 der Skizze) ein gebirgstaktisch sehr instruktives Bild.

Rechts (Skizze Ziffer 2) hatte die Aufklärungs-Abteilung zur Verteidigung eine «Terrassenstellung» am Vorderhang bezogen (vgl. hierzu und zum späteren Abschnitt «Kretenstellung» den Artikel «Gebirgstaktik» im Aprilheft 1960 dieser Zeitschrift, insbesondere S. 282). Vor dieser Stellung gab es keinen nicht eingesehenen Raum und keine toten Winkel für die Waffen der Verteidiger. Die Folge war, daß der Russe hier größeren Abstand von unserer HKL hielt und keinen Angriff wagte.

Man konnte diese Terrassenstellung wählen, weil der dahinterliegende bewaldete und zerklüftete Hang den uneingesehenen Verkehr zur HKL und gegebenenfalls einen gegen Sicht gedeckten Rückzug gestattete. Sind solche Verhältnisse nicht gegeben, so kann eine Terrassenstellung zum Verhängnis werden. Das habe ich in Kroatien erlebt, wo der Feind aus einer Terrassenstellung auf die Kreta über einen kahlen Schneehang zurückgehen mußte. Er erlitt dabei durch unser Artilleriefeuer schwere, das Gefecht entscheidende Verluste. Unsere eigene, flankierend angreifende Infanterie nahm sofort auch die Kreta in Besitz.

In dem ostwärts der Pschisch gelegenen Frontabschnitt (Skizze Ziffer 4 u. 5) hatten wir einen dem Fluß parallel laufenden Höhenkamm besetzt. Dort hatten wir die übliche «Kretenstellung» eingenommen. Diese Art der Verteidigung, bei der die HKL kurz vor dem von Laufgräben durchschnittenen Höhenkamm liegt, hat den Vorzug, daß man sich kurz dahinter uneingesehen frei bewegen kann. Wenn es das Gelände anbietet, sollte man aber auf dem Vorderhang Gefechtsvorposten einsetzen. Das war hier nicht geschehen. Der zur Pschisch abfallende Hang war steil und namentlich in seinem unteren Teil stark gewölbt. Deshalb konnten die russischen Stellungen beiderseits der Pschisch von unserer HKL aus, wo sich auch die Artillerie-Beobachter befanden, großenteils nicht eingesehen werden.

Wir verlegten also die Abteilungs-B-Stelle so weit vor die HKL, daß wir einen guten Überblick hatten und das Artilleriefeuer auf die bisher unbeschossenen russischen Stellungen leiten konnten. Solche B-Stellen im Niemandsland, wo einen auch der Feind nicht vermutet, haben sich bei gegebener Lage in beiden Weltkriegen hervorragend bewährt. Man muß nur jeden Verkehr dorthin bei Tage vermeiden, sofern nicht Waldbestand Deckung gegen Sicht bietet.

Die Russen waren Meister im schnellen Ausbau befestigter Feldstellungen. Solche hatten sie auch an der Pschisch angelegt. Als wir jetzt das Feuer mehrerer Batterien dorthin lenkten, beobachteten wir keine sichtbare Wirkung, nachdem sich die Russen in ihre Bunker verkrochen hatten. Das lag daran, daß die mit normalem, empfindlichem Zünder abgeschossenen Granaten die Deckung nicht durchschlugen. Ich veranlaßte, daß die Zünder zur Hälfte

«mit Verzögerung» eingestellt wurden. Sofort änderte sich das Bild. Aus zertrümmerten Unterständen flüchteten die Besatzungen und erlitten dabei noch erhebliche Verluste durch die mit empfindlichem Zünder verschossenen Granaten.

Ein Teil der Ziele war hier nur mit Flugbahnen der oberen Winkelgruppe zu erreichen. Hierfür kamen nur unsere Mörser und Gebirgsgeschütze in Frage. Wir zertrümmerten also planmäßig mit Mörsergranaten die Unterstände. Während dieses Zerstörungsfeuers lagen die Gebirgsgeschütze schon auf der Lauer, um im Augenblick, als der Feind aus den Trümmern flüchtete, über ihn herzufallen.

★

Jede der beiden Gebirgsartillerie-Abteilungen der Division war die sogenannte «Hausabteilung» eines der beiden Jäger-Regimenter, das heißt sie war je nach Lage dem Regiment «unterstellt» oder mit ihm «auf Zusammenarbeit angewiesen». In diesem Verhältnis stand meine Abteilung zum Jäger-Regiment 204. Dieses hatte zu jener Zeit schon so starke Verluste, daß es die Mannschaft seiner Infanteriegeschütze zur Auffüllung der Schützenkompagnien benötigte. So wurden diese Geschütze und bald darauf auch die der Aufklärungs-Abteilung an meine Abteilung übergeben. Als Bedienung wurden deutsche Tragtierführer eingeteilt, die auch am Geschütz ausgebildet waren. Die Tragtiere wurden von Hiwis übernommen. Damit war für einige Zeit ein Zustand hergestellt, wie er schon im Ersten Weltkrieg bestanden hatte. Damals gehörten die Infanteriegeschütz-Batterien zur Artillerie, unbeschadet ihrer taktischen Unterstellung unter die Infanterie. Dies hatte sicherlich, schon wegen der Ausbildungs- und Ersatzfrage, seine Vorteile.

★

Während im nördlichen Teil unseres Divisionsabschnittes die Fronten zum Stellungskrieg erstarrt waren, war der südliche Teil durch Vortreiben unseres schon erwähnten Stoßkeils in Bewegung geraten. Diese Aktion machte zunächst gute Fortschritte, blieb dann aber stecken, weil die russische infanteristische Übermacht zu stark und die deutsche Artillerieunterstützung zeitweise so gut wie ausgeschaltet war.

Wir übersahen zwar von unseren B-Stellen ostwärts der Pschisch den ganzen jenseitigen Hang, auf dem sich der Kampf abspielte. Aber dieser Hang war so dicht von Hochwald bedeckt, daß wir weder die eigene noch die feindliche vorderste Linie erkennen konnten. Die VB bekamen mit ihren schwachen Funkgeräten zum Teil keine Verbindung zu ihren Batterien, oder sie konnten nicht sagen, wo sie sich befanden, weil der dichte Wald jede Orientierungsmöglichkeit ausschloß. Die verabredeten Leuchtkugeln blieben auch bald aus, weil sie das verheerende russische Granatwerferfeuer anzogen.

Der Artillerie-Regimentskommandant rief mich an, wir müßten selbst die Erkundung unserer vordersten Linie aufnehmen, ich solle hierfür einen geeigneten Offizier entsenden. Ich bestellte einen Leutnant und besprach mit ihm seine Aufgabe. Wir kamen auf den Gedanken, sie mit Hilfe der graphischen Schußtafel zu lösen (ein Verfahren, auf das wir bei den erwähnten Lehrgängen nie gekommen waren). Wir wollten die Lagenkarte erschließen.

Hierzu wurde der Leutnant mit einem Funk- und Fernsprechrupp ausgestattet und auf Zusammenarbeit mit einer Batterie angewiesen, die er zuverlässig mit Funk erreichen konnte.

Er begab sich zunächst an einen Punkt auf dem rechten Flügel des Stoßkeils, der einwandfrei auf der Karte festzustellen war. Hier setzte er einen Schuß ins Feindgelände und zog die weiteren Einschläge durch entsprechende Korrekturen zu sich heran, bis er melden konnte:

«Schuß lag kurz vor eigener vorderster Linie.»

Darauf kroch er mit seinem Trupp etwa 200 m weiter und wiederholte dort das Gleiche. So fuhr er fort, bis er die Batterie vor die ganze rechte Flanke des Stoßkeils eingeschossen hatte. Bei jedem Schuß wurden die Flugzeiten gestoppt, und nachher wurde anhand der hier leidlich guten Karten und mit Hilfe der graphischen Schußtafel die Kartenlage der Einschläge dicht vor der eigenen Linie bestimmt. Die sich hieraus ergebende Lagenkarte ermöglichte den VB das Einschießen der anderen Batterien.

Es war immerhin ein Glücksfall, daß der Leutnant seinen gefährlichen Auftrag bis zum Ende durchführen konnte, ein Unglücksfall, daß er gleich danach schwer verwundet wurde.

★

Die Regenzeit im November verwandelte die Täler in Seen und trockene Schluchten in Wildbäche, wodurch alle Truppenbewegungen gehemmt wurden. Als sie abgeklungen war, belebten sich die Kämpfe von neuem. Der festgefahrene Stoßkeil westlich der Pschisch geriet in eine immer kritischere Lage. Die dort eingesetzten Jäger hatten Verluste, die selbst in diesem blutigen Krieg als außergewöhnlich bezeichnet werden mußten. So betrug zum Beispiel die Gefechtsstärke des III. Bat./Jäg.Rgt.204 nach einem Bericht vom 13.12.1942 nur noch zwei Offiziere, fünf Unteroffiziere und 21 Mann.

Die feindliche Artillerie war der unseren zwar erheblich unterlegen, aber dieser Nachteil wurde russischerseits ausgeglichen durch den Einsatz starker Granatwerferverbände. Diese überschütteten täglich unsere HKL mit zahlreichen Feuerüberfällen. Auf deutscher Seite wurde von dieser Waffe leider ein viel geringerer Gebrauch gemacht, obwohl sie gerade im Gebirge die Artillerie nicht nur trefflich ergänzen, sondern unter Umständen auch ersetzen kann.

Ebenso wie die Jäger hatten auch die VB und ihre Nachrichtentrupps erhebliche Verluste. Das wirkte sich bei der Artillerie besonders ungünstig aus, weil die besten Schießenden als VB eingesetzt wurden. Vielfach nahmen die Batteriechefs selbst diese Funktion wahr.

Die kaum noch haltbare Lage im Stoßkeil ließ eine Vereinfachung und straffere Zusammenfassung der Feuerleitung aus vorderster Linie geboten erscheinen. So griff man auf meine erwähnte Denkschrift zurück, und ich wurde durch Divisionsbefehl zum «VB-Kommandant» im Schwerpunkt des Kampfes ernannt.

Mein Gefechtsstand bezog ich hinter dem am meisten gefährdeten Abschnitt der HKL, wo auch der Kommandant des Jäger-Regiments 204 lag, der hier die Kampftruppen befehligte (Skizze Ziffer 10). Ein Gang durch die HKL unterrichtete mich genau über die Lage:

Der rechte Schenkel des festgefahrenen Stoßkeils einschließlich seiner Spitze war von Truppen unserer Division besetzt, anschließend der linke Schenkel von Truppen der I. Gebirgs-Division. Diese hatten, wenn man die Richtung Tuapse als vorn bezeichnete, das Gesicht nach vorn, wir aber nach schräg rückwärts. Wohl gerade deshalb richtete der Russe seine Hauptangriffe auf unseren Abschnitt, denn wenn ihm hier der Durchbruch gelang, war die I. Geb.Div. abgeschnitten.

Die feindlichen Angriffe gingen immer wieder vom Punkt 900 (siehe Skizze) aus, der unsere Stellungen überhöhte, oder von einzelnen Rücken, die aus dem zerklüfteten Vorgelände auf unsere HKL zuliefen. Diese gefährdeten Stellen wurden in unserem Feuerplan als Sperrfeuerräume eingezeichnet. Wir versahen sie nicht mit den üblichen Zielpunktziffern, sondern mit den Geländebezeichnungen, die sich bei den Jägern eingebürgert hatten, um schnelle Verständigung zu erleichtern. In der Nähe jedes Sperrfeuerraumes wurde ein VB eingesetzt, der das Vorgelände überwachte. Er war nun nicht mehr für eine einzelne Batterie, sondern für die Gesamt-

heit der hier eingesetzten Artillerie tätig. Das verminderte die erforderliche Zahl der VB.

Von meinem Gefechtsstand wurde zu jedem VB Draht- und Funkverbindung hergestellt. Die Drähte wurden oft zerschossen. Die Funkverbindungen funktionierten immer. Von meinem Gefechtsstand zu dem des Artillerie-Regiments (im Raum 1 der Skizze) liefen fünf Fernsprechleitungen, an die zum Teil auch andere Stellen angeschlossen waren. Gemäß Divisionsbefehl mußte auf den Ruf «Leitung frei für VB-Kommandant!» jedes Gespräch sofort abgebrochen werden. Das Recht zur Unterbrechung der VB-Kommandant-Gespräche war hingegen lediglich dem Divisionskommandant selbst und dem Ia vorbehalten. Für den Notfall hatte ich einen Fünf-Watt-Sender, der aber kaum gebraucht wurde, weil eine der fünf Fernsprechleitungen fast immer intakt war. Außerdem hatte ich noch direkte Leitungen zu den beiden vorgeschobenen Gebirgsbatterien (Skizze Ziffer 11 und 12).

In den folgenden zwei Nächten wurden alle 16 verfügbaren Batterien auf die Sperrfeuerräume eingeschossen. Die VB hatten schon vorher das Einschießen bei Nacht eingeführt, weil bei Tageslicht jeder, der den Kopf aus seinem Erdloch streckte, Gefahr lief, von den wachsamen russischen Scharfschützen abgeschossen zu werden.

Wie schon erwähnt, liefen hier die Flugbahnen der im Raum 1 stationierten Batterien parallel zur HKL. Kurzschüsse konnten also die eigene Truppe nicht gefährden. Dieser Umstand ermöglichte den Verzicht auf Probeschüsse vor jedem Wirkungsschießen zum Nachprüfen der Witterungseinfüsse und ersparte somit Zeitverlust bei akuter Gefahr. Die Schußentfernungen waren günstig, im Durchschnitt 8000 m.

Nachdem das alles organisiert war, hatte ich kaum noch etwas zu tun. Der Apparat lief von selbst. Mein Adjutant saß ständig am Fernsprecher und stellte die Weichen:

«Anruf von VB bei Rippe: Feindliche Bereitstellung zum Angriff!» – «Leitung frei für VB-Kommandant!» –

«Sofortige Feuerzusammenfassung aller Batterien auf Rippe – drei Kampfsätze!» –

Auf diese Weise wurden zahlreiche Feindangriffe schon im Ansatz zerschlagen.

Die Sache wurde für uns Artilleristen erst schwierig, als der Feind an zwei Stellen durchbrach und sich sogar mit einem Bataillon zwischen der HKL und unserem Gefechtsstand festsetzte (siehe Skizze bei Ziffer 9). Bei diesem dichten Nebeneinander und Durcheinander eigener und feindlicher Truppen kamen Feuerzusammenfassungen aller Batterien an dieser Stelle nicht mehr in Frage. Das durch VB straff geleitete Feuer einzelner Batterien kam wieder zur Geltung. Hierbei leisteten die beiden vorgeschobenen Gebirgsbatterien (Skizze Ziffer 11 und 12) gute Dienste.

Trotzdem war die Lage unhaltbar geworden, und zwar nicht nur aus taktischen Gründen für unseren kleinen Haufen, sondern auch aus strategischen für die ganze, im Kaukasusraum operierende Heeresgruppe A. Am 16. Dezember erhielten wir den Befehl, uns in der Nacht vom Feind abzusetzen. Das gelang uns völlig unbemerkt. Die Artillerie schwieg auf beiden Seiten.

Der Kaukasusfeldzug hat uns gezeigt, daß der Kampf im dicht bewaldeten Mittelgebirge dem Artilleristen die schwierigsten Aufgaben stellt, die es für ihn gibt.

Zusammenarbeit zwischen Infanterie und Artillerie

Dieses Thema zieht sich schon wie ein roter Faden durch den vorigen Abschnitt. Es ist aber so wichtig, daß eine zusammenfassende Betrachtung gerechtfertigt erscheint.

«Aufgabe der Artillerie ist die Unterstützung der Infanterie im Kampf.»

Dieser Satz ist jedem Artilleristen in Fleisch und Blut übergegangen. Es ist deshalb für ihn eine Selbstverständlichkeit – oder sollte es wenigstens sein –, mit der Infanterie Verbindung zu suchen, ihre Forderungen zur Kampfunterstützung zu erfüllen oder – besser noch – ihnen zuvorzukommen.

Ein unabdingbares Korrelat zu dieser Haltung des Artilleristen ist aber das Verständnis der Infanterie für das, was die Artillerie leisten kann und was nicht. Daran hat es im Ersten Weltkrieg mitunter gefehlt. Es kam vor, daß, wenn sich die angreifende Infanterie über Nacht bis auf wenige Meter an einen feindlichen Schützengraben herangearbeitet und dort eingegraben hatte, der Infanterie-Kommandant verlangte, die Artillerie solle vor dem Sturmangriff den feindlichen Graben zusammenschießen; keinesfalls dürfte aber dabei die eigene Infanterie gefährdet werden. Es war in solchem Falle kaum möglich, dem Infanteristen klar zu machen, daß man mit unvermeidbaren Streuungen rechnen müsse. Die Antwort war gewöhnlich eine abfällige Kritik an der Schießkunst der Artillerie.

Derartiges habe ich im Zweiten Weltkrieg nicht mehr erlebt. Die Infanteristen waren und wurden weiterhin bei jeder Gelegenheit über die Möglichkeiten und Grenzen der artilleristischen Wirkung belehrt. In ruhigeren Zeiten wurden auch Infanterieoffiziere zur vorübergehenden Dienstleistung bei der Artillerie abkommandiert. Die nahe am Feind liegende Infanterie wußte bei Feueranforderung, welches Risiko sie einging. Auf meinen diesbezüglichen Hinweis erhielt ich einmal die Antwort: «Wenn wir auch ein paar Ausreißer abbekommen, macht das nichts. Wir gehen so lange in Deckung.»

Wie schon erwähnt, hatte jedes Jäger-beziehungsweise Infanterie-Regiment seine artilleristische «Hausabteilung», die ihm je nach Lage «unterstellt» oder mit ihm «auf Zusammenarbeit angewiesen» war. Das erstere Verhältnis wurde bei unübersichtlichen Lagen, wie sie gerade im Gebirge häufig sind, bevorzugt, das letztere dann, wenn sich das Artillerie-Regiment den geschlossenen Einsatz aller Abteilungen vorbehalten wollte. Einen praktischen Unterschied zwischen beiden Verfahren habe ich nie feststellen können. Es war selbstverständlich, daß man in beiden Fällen sowohl mit dem Infanterie- wie mit dem Artillerie-Regiment bestmögliche Verbindung hielt und Feuerbefehle von beiden prompt ausführte. Niemals habe ich es erlebt, daß die Streitfrage aufkam, wer auf eine

Feueranforderung zu entscheiden hätte, ob geschossen wird. Es wurde auf jede Anforderung hin geschossen. Äußerstenfalls wurde bei vorübergehender Munitionsverknappung die Schußzahl begrenzt. Aber dieser Fall trat sehr selten ein, da der Munitionsnachschub fast immer gut funktionierte.

Die eigene Initiative der unteren Artillerieführer wurde so wenig wie möglich gehemmt. So geschah es anlässlich des schon erwähnten Donezüberganges, daß bei einem überraschenden feindlichen Gegenangriff den artilleristischen Kommandanten die Feuerleitung völlig entglitt. Jeder Batteriechef schoß selbständig, und wenn im Zielgelände eine nicht beschossene Lücke entstand, schwenkte sofort irgendeine Batterie ihr Feuer dorthin. Der Erfolg war durchschlagend.

Die wesentlichen Verbindungsorgane zwischen beiden Waffen waren der AVO (Artillerie-Verbindungs-Offizier) der Artillerie-Abteilung beim Infanterie-Regiment und die VB der Batterien in vorderster Linie. Über deren Zusammenfassung unter einem VB-Kommandanten im Schwerpunkt des Kampfes wurde schon gesprochen. Die beste Verbindung gewährleistete aber der ständige persönliche Kontakt zwischen dem Infanterie-Regimentskommandanten und dem ihm unterstellten oder mit ihm auf Zusammenarbeit angewiesenen Artillerie-Abteilungskommandanten.

Gerade bei der Zusammenarbeit Infanterie-Artillerie hat sich gezeigt, daß der Geist und das gegenseitige Vertrauen entscheidender sind als Vorschriften.

Zum Schluß noch einige Erfahrungen allgemeiner Art:

Im Gefecht ist ein «Auftrag» besser als ein «Befehl», besonders unter den schwierigen Verhältnissen des Gebirgskampfes. Wenn schon ein Befehl gegeben wird, kommt es weniger auf dessen wortgetreue als auf seine «sinngemäße» Ausführung an.

Diese Grundsätze verbürgen die besten Erfolge, vorausgesetzt, daß man die geeignetsten Leute mit der Ausführung bestimmter Aufgaben betraut. Unter den Offizieren und Unteroffizieren der Artillerie gibt es doch immer nur eine beschränkte Anzahl, die in hohem Grade das besitzt, was wir den «artilleristischen Nerv» nannten. Gemeint ist die Summe jener speziellen geistigen Eigenschaften, über die der Artillerist verfügen muß, wenn er allen schwierigen Aufgaben, wie sie sich besonders auch im Gebirgs-einsatz stellen, gewachsen sein soll. Die richtige Personalauswahl spielt hier oft eine entscheidende Rolle.

Aus dem Roman «Partisanen» von Ignatow

«Das Äußere eines ‚illegalen‘ muß grau, gewöhnlich, unauffällig sein. Alles muß möglichst einfach und durchschnittlich erscheinen. Ein törichter, gehorsamer, furchtsamer Spießer – das ist äußerlich das Ideal eines durchschnittlichen Illegalen. Diejenigen, die über die Kunst der Verwandlung verfügen, werden vielleicht ihr Äußeres vollkommen verwandeln. Das ist schwer: Man muß sich in die neue Rolle vollständig hineinleben und muß vergessen, was man gestern gewesen ist und jederzeit wissen, daß man sozusagen ein zweites Mal geboren wurde und zwar in einer neuen, noch vor kurzem ganz fremden Gestalt. Jeder illegale Arbeiter – sowohl derjenige, der seine Gestalt bewahrt, als auch der in einer neuen Gestalt – muß stets wachsam sein. Selbst wenn er im Zimmer allein bleibt: Auch Wände haben Augen und Ohren. Selbst jedes im Schlaf gesprochene Wort kann die Sache zum Scheitern bringen. Achtet nicht nur auf euer Gesicht, sondern auch auf die Hände, die Gesten, den Gang. Nur nichts Auffälliges. Vor allem nicht, wenn ihr merkt, daß man euch provozieren will oder wenn ihr der Verhöhnung oder gar der Hinrichtung von Freunden beiwohnen müßt. Nehmt eure Herzen fest in die Hand – keine Geste, kein Blick, die euch verraten könnten! Gleichgültigkeit, Interessenlosigkeit – das ist der beste Schild, der euch vor Verdächtigungen schützt.»